

Meine Familie hatte mit Dresden nichts am Hut

Christine von Brühl, Nachfahrin des berühmten sächsischen Ministers, spricht über Loyalität, Heimatverlust und eine preußische Hasskampagne.

Es gab Neugier und Verunsicherung auf beiden Seiten, als Christine von Brühl, aufgewachsen mit den Ritualen und Idealen des Adels, 1991 ein Volontariat bei der Sächsischen Zeitung begann. In Dresden lernte sie ihren Mann kennen. Sie haben zwei Kinder. Inzwischen schrieb sie mehr als ein Dutzend Bücher. In diesen Tagen erscheint ein Band, in dem die 58-jährige ihrer eigenen weit verzweigten Familie nachforscht und vor allem dem Premierminister Heinrich von Brühl (1700–1763), der als „Dresdenmacher“ gerühmt und als Verschwender geschmäht wurde.

Frau von Brühl, wie lebt man mit einer Ahnenreihe, die sich über fast 700 Jahre zurückverfolgen lässt?

Früher hatte ich immer Angst, etwas falsch zu machen, immer und immer. Ich hatte das Gefühl, nicht hineinzupassen in diese Reihe. Oft habe ich rebelliert. Dann hieß es: Kannst du nicht einfach mal konform sein, das ist doch ganz einfach! Inzwischen komme ich damit zurecht. Je älter ich werde, desto höher steige ich im Rang. Das ist in der Adelshierarchie festgelegt: Ältere haben mehr Bedeutung als Jüngere, Männer mehr als Frauen, Fürsten mehr als Grafen. Da ist man eingekästelt. Aber es ist auch schön, sich in einem solchen Netz gehalten zu wissen. Ich habe wunderbare Nichten und Neffen, die sich mit Klima, Nachhaltigkeit und anderen brisanten Themen befassen, da fühlt man sich zu Hause.

Ihre Rebellion gipfelte darin, dass Sie 1997 im Seifersdorfer Tal einen Nicht-Adligen heirateten, der zudem Ostdeutscher, Künstler und Sohn von Zeugen Jehovas ist. Hat sich die Familie inzwischen daran gewöhnt?

Ich glaube schon. Es sind auch viele gestorben, die mir noch reinreden könnten wie damals.

Wie viele Brühls sind Sie denn?

Etwa hundert. Wir haben aber auch 17 falsche Brühls gefunden, die sich so nennen, ohne mit uns verwandt zu sein.

Ihrem berühmtesten Vorfahren widmen Sie jetzt ein Buch. Heinrich von Brühl galt fast 300 Jahre lang als Intrigant und Verschwender, der den sächsischen Hof in den Ruin trieb. Wollen Sie ihn rehabilitieren?

Ich wollte genauer hinschauen. Denn dieses Bild konnte ich nicht in Übereinstimmung bringen mit meiner Familie. Sollte ein Mensch, von dem man abstammt, so ganz, ganz anders sein? Deshalb habe ich nach seinem Vater, seinen Geschwistern und Kindern geforscht, nach seinen Auftraggebern bei Hofe. Dabei konnte ich die akribische Arbeit vieler sächsischer Historiker und Kunstwissenschaftler nutzen. Sie zeigen Brühl als Mäzen, Sammler und Netzwerker, der einer langen Hasskampagne zum Opfer fiel.

Vertrauen Sie dieser Sicht, weil man lieber einen angesehenen Mann zum Vorfahren hat als einen Schurken?

Mich überzeugen die Argumente. Es ist verbürgt, dass Heinrich von Brühl 1730 im Zeithainer Lager Zeuge wurde, wie der Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. seinen Sohn Friedrich schlug und demütigte. Friedrich wollte vor der Erziehungsgewalt fliehen. In der Folge wurde sein liebster Freund Katte mit dem Tod bestraft. Brühl hat den Fluchtplan womöglich verraten. Diese Vermutung liegt nahe. Warum sonst



Christine von Brühl lebt in Berlin, aber nach Dresden zieht es sie oft. Ein Spaziergang auf der Brühlschen Terrasse ist quasi ein Heimspiel – und doch musste sie ihre eigene Geschichte erst Stück für Stück wie ein Puzzle zusammensetzen. Foto: Jürgen Lösel

verlieh ihm der Preußenkönig seinen höchsten Orden? Brühls Verdienste um die Truppenschau waren nicht so groß, wie es oft dargestellt wird. Jedenfalls hatte er sich als junger Mann einen Feind geschaffen, der sich später bitter rächte. Im Siebenjährigen Krieg ließ Friedrich II. nicht nur die Palais und Güter von Brühl in ganz Sachsen plündern und zerstören. Er zerstörte auch seinen Ruf, nannte ihn einen Betrüger, der das Land ruiniert habe. Diese Sicht passte dem Dresdner Hof. Der Favorit von August dem Starken und dessen Sohn wurde gestürzt. Die Sammlungen und Schlösser in Dresden mussten verkauft werden. Die Sicht Friedrichs II. wurde fortgeführt in den populären Romanen des Polen Kraszewski und in der DDR-Fernsehserie „Sachsens Glanz und Preußens Gloria“. So etwas

Die Familie habe sich von dem Absturz nie erholt, schreiben Sie.

Ich habe mich manchmal gefragt, warum die Brühls nicht mit stolzeschweller Brust herumlaufen wie die Hardenbergs oder Liechtensteins, sondern zurückhaltend agieren, geradezu dünnhäutig und schüchtern. Eine Erklärung könnte in der Vergangenheit liegen. Heinrich von Brühl wurde nie rehabilitiert. Auch ihn stelle ich mir eher blass vor. Er war von Asthma ge-

plagt, überließ Repräsentationspflichten oft seiner Frau. Er ging nicht gern zur Jagd. Das ist für Adlige undenkbar, auch heute noch.

Haben Sie selbst unter dem schlechten Ruf Ihres Ahnherrn gelitten?

Als ich Anfang der Neunzigerjahre nach Dresden kam, hörte ich ständig die Frage, die August der Starke angeblich seinem Minister stellte: Hab ich noch Geld, Brühl? Darauf hatte ich nie eine Antwort. Ich kannte den Fernsehfilm nicht, keine Zusammenhänge, ich war nur irritiert. Meine nächsten Verwandten haben sich nie als Sachsen empfunden. Meine Familie hatte mit Dresden nichts am Hut. Irgendwann hat es mich genervt, dass auf einem Mann herumgehakt wurde, der als Premierminister nicht mal ein Staatsbegräbnis bekam.

Immerhin trägt die Elbterrasse in Dresden seinen Namen.

Bis heute! Das ist interessant. Von den Bauwerken, die er auf dem Festungsplateau errichten ließ, ist fast nichts geblieben.

Meinen Sie, dass einer vom Silbertellerwäscher zum Millionär aufsteigen und anständig bleiben kann?

Der Aufstieg begann, als Heinrich von Brühl Rechnungen in den Nachlässen der

Minister Flemming und Wackerbarth prüfte und dem König das Ergebnis vorlegte. Es sah nicht gut aus. Offenbar genügte diese Ehrlichkeit, um ein Amt zu bekommen und noch eines und noch eines. Brühl wurde mit immensen Machbefugnissen ausgestattet. Er war August dem Starken und dessen Sohn immer sehr nahe. Seine Stärke liegt in seiner Loyalität.

Sie finden gar kein Haar in der Suppe?

Ich habe nichts gefunden, was mich empört hätte. Eher habe ich Ähnlichkeiten entdeckt. Die privaten Briefe von Heinrich von Brühl sind oft sehr gefühvoll – das kenne ich aus Briefen meines Vaters. Wir wurden zwar streng und korrekt erzogen, doch viele in der Familie sind mit einer ausgeprägten Emotionalität unterwegs und jederzeit leicht zu Tränen zu rühren.

Gab es in der Familie Restitutionsansprüche wie bei den Wettinern oder den Hohenzollern?

Ich weiß nur von einem Versuch, ein Vorwerk in der Lausitz zu bekommen. Das gab die Treuhänderin einem LPG-Nachfolger. Heinrich von Brühls Gemäldesammlung befindet sich in St. Petersburg. Seine Privatbibliothek mit rund 62.000 Bänden wird in Dresden in der SLUB aufbewahrt, der Landes- und Universitätsbibliothek. Darauf bin

ich stolz. Und ich war unendlich dankbar, als unser Familienoberhaupt 2004 den Leihvertrag mit der Dresdner Porzellansammlung über Stücke aus dem Brühlschen Schwanenservice verlängerte. Denn das ist das Hauptmotiv meines Buches: Dass es nicht um Besitz geht, sondern um Zusammenhalt, um Verantwortung, um identitätsstiftendes Wirken. Das ist kein Vorrecht des Adels.

Das berühmte Service ist das Leitmotiv Ihres Buches, Symbol des Zusammenhalts wie des Verlustes. Trinken Sie den Kaffee aus einer Schwanentasse?

Ich habe zur Hochzeit eine solche Tasse geschenkt bekommen, allerdings aus der heutigen Meissener Produktion. Ich weiß, dass manche Mitarbeiter der Manufaktur solche Stücke zu Hause haben. Das finde ich großartig. Denn auch so wird Tradition bewahrt. Es grenzt doch an ein Wunder, dass sich einer vom Jahrgang 1700 Gedanken machte über ein Service und dass es Menschen gibt, die diese Idee weitertragen bis heute. Diese Kultur der Wertschätzung, die berührt mich tief. Dass es einen Konsens gibt, so etwas zu behüten, zu erforschen, auszustellen. Und auch wer damit handelt, der bewahrt es letztlich.

Manche der über 2.300 Service-Teile, die mit dem Zweiten Weltkrieg in alle Winde verstreut wurden, tauchten bei Auktionen wieder auf. Warum meldeten die Brühls nicht ihre Ansprüche an?

Vielleicht haben sie es sich nicht getraut? Sie hatten nach dem Krieg alles verloren, ihre Güter, ihre Möbel, ihre Kunstwerke, letztlich ihre Existenzgrundlage, ihre Heimat. Da ist man nicht streitbar. Da fühlt man sich verunsichert, machtlos und moralisch am Ende. Es ist doch oft so, dass man sich schuldig vorkommt, wenn einem Unrecht geschieht ist.

Mit Schloss Pforten verloren die Brühls auch den Familiensitz, den Heinrich von Brühl 1740 gestiftet hatte. Das Anwesen liegt im polnischen Brody. Haben Sie deshalb Slawistik studiert und Polnisch gelernt?

Oh nein! Mein Vater war Diplomat in Polen, wir haben die Solidarnosc-Bewegung hautnah miterlebt. Davon war ich so begeistert, dass ich Polnisch gelernt habe. Wir hatten auch Kurse in Geschichte. Dort habe ich zum ersten Mal von der sächsisch-polnischen Union gehört. Ich wusste nichts von Pforten, nichts vom Schwanenservice, nichts über Heinrich von Brühl. Meine eigene Geschichte musste ich mir erst aneignen. Ich weiß nur, wie mein Großvater lebenslang gelitten hat unter der Vertreibung aus seiner Heimat.

Schreiben Sie deshalb in Ihrem Buch ein Plädoyer für heutige Flüchtlinge?

Am liebsten hätte ich jeden Flüchtling umarmt, der es bis zu uns geschafft hat. Da spielt meine eigene Erfahrung mit. Als Diplomantentochter musste ich damals ständig umziehen und mich zurechtfinden. Natürlich lässt sich das nicht vergleichen. Der Punkt ist, dass Millionen Deutsche nach dem Verlust ihrer Heimat eine neue Zuflucht fanden. Sie waren auf Hilfe angewiesen. Das sollten wir uns viel stärker bewusst machen. Wir sollten wissen, wie es Fremden geht.

- Das Gespräch führte Karin Großmann.
- Buchtipp: Christine von Brühl: Schwäne in Weiß und Gold. Aufbau Verlag, 352 Seiten, 24 Euro

„Heinz, der Quermann“ wäre jetzt 100

Er war liebenswert, leutselig und hatte immer Ideen für Radio- und Fernsehsendungen: von der Hitparade über die Casting-Show bis zur Weihnachtssendung.

VON SOPHIA-CAROLINE KOSEL

Was Dieter Bohlen die vergangenen Jahre macht, das tat er vor Jahrzehnten: Heinz Quermann entdeckte in seiner Show „Herzklopfen kostenlos“ im DDR-Fernsehen Talente, von denen viele danach Stars im sozialistischen Teil Deutschlands wurden. Aber dies war nur einer seiner vielen erfolgreichen Jobs in Radio und Fernsehen. Quermann war einer der einflussreichsten Macher in der DDR-Unterhaltung. Er gestaltete insgesamt rund 2.500 Sendungen. Dennoch blieb er bodenständig und volksnah. An diesem Mittwoch wäre er 100 Jahre alt geworden.

Geboren wurde Quermann in Hannover. Bevor er ein Mann der Bühne wurde, ging es in die Backstube: als Bäckerlehrling. Nebenher nahm er Violin- und Schauspielunterricht. Dann ging es rasant aufwärts



Heinz Quermann im April 1989 bei der Moderation der TV-Sendung „Ein Kessel Buntes“. Foto: Berliner Verlag

mit der künstlerischen Karriere: Mit erst 24 Jahren setzten die Sowjets Quermann 1945/1946 als Intendanten am Theater in Köthen im heutigen Sachsen-Anhalt ein. Ab 1947 war er Leiter der Abteilung Unterhaltung beim Mitteldeutschen Rundfunk Leipzig, außerdem Redakteur und Sprecher. Im Radio entwickelte der umtriebige

Unterhaltungskünstler mehrere Sendeformate, die er selbst moderierte. Ab 1953 gab es die „Schlagerlotterie“, die ab 1958 „Schlagerrevue“ hieß. Über die Laufzeit dieser Sendung frotzelte Quermann: „länger als lebenslanglich“. Genau 1.731 Mal in 36 Jahren lief die legendäre Rundfunk-Hitparade, immer montags. Nur einmal musste Quermann „wegen eines Schnupfens“ pausieren. Der Abschiedsgruß nach jeder „Schlagerrevue“ ist legendär: „Bis zum nächsten Mal, Ihr Heinz, der Quermann!“

Der „kleine Mann mit der großen Schnauze“, wie er sich selbst nannte, war auch Erfinder der ersten Live-Sendung im Rundfunk der DDR: „Da lacht der Bär“ war eine Kombination von Show und Kabarett. Die ebenfalls von Quermann erfundene Casting-Show „Herzklopfen kostenlos“ war seit 1958 zu sehen – schnell auf dem begehrten TV-Sendeplatz am Sonnabendabend. Mehr als 1.200 Künstler stellten sich dort vor. Darunter Schlagersänger, Artisten und Humoristen. Lang ist die Liste der Kandidaten, die später Stars wurden: Frank Schöbel, Chris Doerk, Monika Hauff und Klaus-Dieter Henkler, Regina Thoss ...

Auch zu Weihnachten hatte der Unterhaltungskünstler jahrzehntelang einen

Dauerbrenner im DDR-Fernsehprogramm: „Zwischen Frühstück und Gänsebraten“: Seit 1957 stand er mit Moderatorin Margot Ebert immer am 1. Weihnachtsfeiertag punkt 11 Uhr im Studio vor dem Weihnachtsbaum. Bis zum Mittagessen gab es Musik und Humor. Präsentiert wurden etwa Größen wie Andy Borg, Spejbl & Hurvinek, Karel Gott oder Frank Schöbel.

Mit der Abwicklung des DDR-Fernsehens Ende 1991 wurde auch diese Quermann-Show eingestellt – und der fleißige Unterhalter, der in mindestens 20 Sendereihen in TV und Rundfunk Millionen begeisterte, wurde in die Fernseh-Rente geschickt. Auf Drängen zahlreicher Fans zog er aber später zur Weihnachtszeit auf „Gänsebraten“-Tournee durchs Land.

In seinen Memoiren, die er nach 1989 verfasste, schreibt Quermann über sich: „Ich habe mich des Öfteren quergelegt, lag gelegentlich schief, aber ich wusste immer, wo es langgeht.“ Frank Schöbel beschreibt „unsere Dicken“ so: „Ehrgeizig, Arbeitstier, wenn man Hilfe brauchte, war er sofort da – als väterlicher Freund, ein freundlicher, aber bestimmter Chef im ‚TV Ring‘.“ Am 14. Oktober 2003 starb Quermann im Alter von 82 Jahren in Berlin. (dpa)

NACHRICHTEN

Serebrennikow verliert Theater

Moskau. Der viele Jahre von der russischen Justiz verfolgte Starregisseur Kirill Serebrennikow verliert seinen Job als Theaterchef des international bekannten Gogol-Zentrums in Moskau. Die Kulturabteilung der Stadt teilte dem 51-jährigen mit, dass sein Vertrag am 25. Februar auslaufe. Serebrennikow, der in der Vergangenheit auch in Deutschland inszenierte, wurde 2020 wegen angeblicher Veruntreuung öffentlicher Gelder schuldig gesprochen. Er hatte lange Zeit im Hausarrest verbracht, wurde dann zu einer Bewährungsstrafe und zur Zurückzahlung der mutmaßlich hinterzogenen Gelder verurteilt. (dpa)

Zuschauer prägen Theaterstück

London. Die britische Royal Shakespeare Company bringt ein Online-Theaterstück auf die Bühne, das live von Zuschauern beeinflusst werden kann. Das Stück „Dream“, angelehnt an Shakespeares „Sommertraum“, soll im März laufen. Die 50-minütige Darbietung werde ein „gemeinsames Erlebnis“ zwischen Publikum und Schauspielern sein, teilte das Theater mit. Die Teilnahme kostet zehn Pfund. (dpa)